

Linda Martín Alcoff

Kultureller
Rassismus
und die
Krise der
weißen
Identität

Suhrkamp

SV

Linda Martín Alcoff

Kultureller Rassismus und die Krise der weißen Identität

Ein dekolonialer Weg

Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2022

Aus dem Amerikanischen
von Christine Pries

Suhrkamp

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58832-1

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

Einleitung	7
1 Die historische Formierung von rassenbezogener Identität	29
2 Die anhaltende Macht des kulturellen Rassismus . .	131
3 Die Krise der weißen Identität	209
Schluss	339
<i>Dank</i>	351
<i>Literatur</i>	353
<i>Namenregister</i>	375
<i>Ausführliches Inhaltsverzeichnis</i>	379

Für Arthur Lawrence Bayano
und Nina Simone Harriet

Einleitung

Wie schon häufig festgestellt wurde, sind philosophische Schriften persönlicher, als es scheinen mag. Wir schreiben aufgrund von Erfahrungen, Ängsten und Befürchtungen, Wünschen und Hoffnungen und manchmal sehr persönlichen Bedürfnissen. Die Anknüpfungspunkte sind nicht immer erkennbar, doch zu Beginn dieses Buches möchte ich deutlich machen, wie persönlich die darin behandelten Themen für mich sind.

Meine Familie verdankt ihre Existenz dem Kolonialismus, der unsere Leben unaufhörlich vor Herausforderungen gestellt hat. Kolonial bedingten Trennungen, Kolonialgeschichten und kolonialem Gedankengut ist es zuzuschreiben, dass es mir nicht gelungen ist, alle Teile meiner Familie zusammenzuhalten, ja, bisweilen war es sogar unmöglich, im Gespräch und in regelmäßigem Kontakt zu bleiben. Meine Mutter kommt aus einer irischen Familie, die in die Vereinigten Staaten eingewandert ist; sie war zur Emigration gezwungen, weil das britische Empire Irland seiner Ressourcen beraubte. Mein Vater ist aus Panama und von typischer gemischter Herkunft, darunter Spanien und Nordafrika. Seine Eltern hatten ähnliche ökonomische Beweggründe für ihre beschwerliche Reise über den Atlantischen Ozean. Beide Regionen haben Kolonialismus erlebt, und im Fall von Spanien, das nach wie vor von lange zurückliegenden Diebstählen profitiert, wurde er natürlich eifrig weiterentwickelt. Das Land, in dem ich heute lebe, die Vereinigten Staaten, hat die vielen Diktaturen, die einen großen Teil Zentralamerikas heimgesucht haben, mit Waffen versorgt und deren Armeen militärisch ausgebildet, darunter auch das 20 Jahre währende Regime, das meine Familie zutiefst in Mitleidenschaft gezogen hat.

Ironischerweise können Kolonialbeziehungen auch Möglichkeiten eröffnen. Mein Vater wurde auf ein College in die Vereinigten Staaten geschickt, zu denen Panama wegen des Baus des Panamakanals langjährige und enge Beziehungen unterhielt. Er bot meiner Mutter, die ebenfalls Studentin war, Hilfe bei ihren Spanischaufgaben an – und das führte schließlich zu meiner Existenz.

Ich bin in Panama geboren, aber in den Vereinigten Staaten aufgewachsen, und wie viele Menschen auf der Welt fühle ich mich emotional zu einer großen Zahl von Nationen, Regionen, Kulturen und Städten hingezogen, weil mich der irrationale, aber ununterdrückbare Wunsch antreibt, die auseinandergerissenen Beziehungen wiederherzustellen. Zurückliegende Bindungen können brüchig werden und verlorengehen, aber sie hinterlassen einen bleibenden Abdruck auf unseren Gesichtern.

Die Familienbande wie die meinen bildenden nationenübergreifenden Beziehungen bestehen heute häufig innerhalb einzelner Länder. In Lateinamerika sind solche transnationalen und ethnienübergreifenden familiären Gebilde natürlich schon lange die Norm. Erst jetzt zieht der Rest der Welt mit uns gleich, wenn ich dies einmal in einem kurzen Anflug von Arroganz sagen darf. *Mestizaje*, also Mestizentum, ist im gesamten Westen zu einem Phänomen geworden, das tief nach Angloamerika sowie Europa hineinreicht. Über seine Schwächen ebenso wie über seine Potenziale könnten beide Regionen etwas in Erfahrung bringen, wenn sie sich mit den vielen Debatten über sein Vermächtnis in Lateinamerika befassen würden. Aber die lateinamerikanische Theorie und Philosophie bleibt zu häufig unbeachtet, unübersetzt, ungelesen.

Der Gedanke, dass reiche Länder von »unterentwickelten« Regionen oder »rückständigen« Kulturen etwas lernen könnten, ist nach wie vor ein Anathema. Deshalb wirken

derartige Behauptungen auch arrogant, das heißt wie ein ungerechtfertigtes Selbstvertrauen, das auf Ressentiment, Eifersucht oder vielleicht bloßem Unwissen beruht. Doch die Transformation der vom Kolonialismus geschaffenen Welt wird denjenigen, die seine entsetzlichsten Folgen zu tragen hatten, ein enormes Maß an intellektuellen Anstrengungen abverlangen.

Im Jahr 2021 hat das Institut für Sozialforschung an der Frankfurter Goethe-Universität mich eingeladen, drei Adorno-Vorlesungen zu halten. Sosehr diese Aussicht mich persönlich begeisterte, schüchterte sie mich gleichzeitig ein. Adorno, Horkheimer, Marcuse, Habermas und die gesamte von der Frankfurter Schule initiierte intellektuelle Tradition der kritischen Theorie sind ein Eckpfeiler meines eigenen Marxismus gewesen, seit ich im Hauptstudium ernsthaft damit begonnen hatte, mich in sie einzulesen. Ihre Betonung, dass Kultur ein Schlüsselement der sozialen Reproduktion des Kapitalismus ist, war ein Korrektiv von entscheidender Wichtigkeit für die in vielen marxistischen Bewegungen nach wie vor starken ökonomistischen Tendenzen. Und ihr ebenso wichtiges Argument, dass der Antisemitismus und der Aufstieg des Faschismus durch breiter angelegte Strukturelemente in den liberalen kapitalistischen Kulturen möglich wurden, ist zu einem zentralen Motiv kritischer Gesellschaftstheorie geworden, in dem die Herausforderungen, denen wir heute gegenüberstehen, weiterhin ein Echo finden. Diese Tradition hat es vielen von uns ermöglicht, misogynen Kulturen und rassistisches Gedankengut mit den Mechanismen des Kapitalismus in Verbindung zu bringen. Die Themen Sexismus und Rassismus wurden nicht länger strikt dem Überbau zugeschlagen; man fing an, sie theoretisch als Grundzug der sozialen Reproduktion der modernen kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu erfassen.

Aber natürlich haben die Begründer der Frankfurter Schule selbst keine Theorie des Kolonialismus oder des Rassismus entwickelt, obwohl mittlerweile ausgemacht ist, dass diese Großsysteme strukturbildend auf unsere gegenwärtigen Gesellschaften – insbesondere in Bezug auf Arbeitsmärkte, Ressourcenakkumulation, Menschen- und Materialströme, transnationale Beziehungen – sowie auf viele Aspekte der Kulturindustrie eingewirkt haben. Im globalen Norden sind die Verflechtungen von Kapitalismus und Kolonialismus erst in jüngerer Zeit in seriösen Arbeiten in Angriff genommen worden. Ich hoffe, dieses Buch wird dazu beitragen, diese Versäumnisse zu beheben.

Ich werde hier die These vertreten, dass »Rasse« beziehungsweise *Race*¹ und Rassismus alles andere als randständige Fragen sind, die lediglich die Gleichheit der Bürger:innen betreffen, sondern fundamentale Hinsichten gegenwärtiger sozialer und ökonomischer Organisationsformen darstellen. Da ich hauptberuflich Philosophin bin, und nicht Historikerin oder Sozialwissenschaftlerin, wird mein Beitrag zu diesem im Entstehen begriffenen Projekt in der Ausarbeitung eines Interpretationsrahmens bestehen, der hoffentlich Aufschluss über das zu geben vermag, was die hervorragenden empirischen Arbeiten uns heute über das Fortbestehen von Armut und die alarmierende Zunahme von Hass und Abspaltungstendenzen zeigen, die auf unterschiedliche soziale Identitäten gemünzt sind. Unabhängig davon, ob man sie bezogen auf *Race*, Ethnie, Nationalität, Religion oder eine Kombination davon ausdeutet, haben unsere Identitäten materielle Auswirkungen, die über Leben und Tod ent-

1 [Der deutsche Begriff der Rasse bedeutet etwas anderes als das englische Wort *race*. Um diese Differenz zu bewahren, wird dort, wo die Autorin *race* im Original schreibt, hier entweder »Rasse« in Anführungszeichen oder *Race* (wie ein deutsches Hauptwort) verwendet. A. d. Ü.]

scheiden. Der Kolonialismus hat ein transnationales Wirtschaftssystem eingeführt, in dem Arbeit, Macht und Bodenrechte sich nach unseren sozialen Identitäten richten.

Schon viele dekoloniale Theoretiker:innen haben darauf hingewiesen, dass es vollkommen unverständlich bleibt, warum die weltweite Armut anhält und sich im 21. Jahrhundert sogar noch verschlimmert, wenn man nicht das Aufkommen des modernen kolonialen Weltsystems zum Ausgangspunkt nimmt. Der Kolonialismus strukturiert nach wie vor unsere Welt nicht nur in Bezug auf Ressourcenströme, sondern auch im Hinblick auf die Grundbegriffe und Grundideen, mit deren Hilfe wir die Praktiken, Vorlieben und Wissensformen der Weltbevölkerung interpretieren und einordnen. Dass die Soft Power des Westens derzeit in sich zusammenfällt, ist vielen Menschen nur deshalb unbegreiflich, weil sie immer noch in einem kolonialen Rahmen verharren, der den Westen im Vergleich zum gesamten Rest der Welt als ideologisch fortschrittlich und geistig überlegen ansieht.

Der Kolonialismus und die derzeitigen neoliberalen westlichen Führungen haben Freiheit, Demokratie, Gerechtigkeit und Gleichheit auf bizarre Weisen so definiert, dass sie extrem ungerechte Gehaltsgruppen, brutale unilaterale Übergriffe, verdeckte, demokratische soziale Bewegungen sabotierende Operationen, ja sogar Völkermorde zulassen. Gerechtigkeit bedeutet das Recht zu töten und zu verhaften, Demokratie bedeutet, was immer sich mit vereinten Kräften bei der Wahlauszählung manipulieren lässt, Freiheit heißt Überleben des Stärkeren und Gleichheit besteht im gleichen Recht, um die knappen Erwerbsquellen zu konkurrieren, die uns gegeneinander aufbringen. Zu einem nicht geringen Teil werden diese wahnwitzigen Definitionen in Abhängigkeit davon beibehalten, wer sie vornimmt – und von wo aus, in welcher Sprache und mit welchen Erfahrungen im Rücken. Um diese begriffliche Blockade zu

durchbrechen, müssen wir Rassismus und Kolonialismus ins Zentrum stellen. Dafür plädieren heute viele Menschen, wie ich auf den folgenden Seiten anführen werde. Nur eine Geschichtsschreibung, die ihr Augenmerk auf den modernen, von Europa angezettelten Kolonialismus richtet, vermag die Gegenwart zu erklären und unsere Einstellung gegenüber der Zukunft zu ändern.

Die folgenden drei Kapitel stellen jeweils eigene Nachforschungen über separate, aber miteinander zusammenhängende Themen an: (1) über die Formierung rassenbezogener Identitäten im Rahmen kollektiver Geschichtsschreibungen, (2) über das Deckmäntelchen, als das der kulturelle Rassismus heute zur Entschuldigung globaler Ungerechtigkeiten dient, und (3) über die derzeitige Krise der weißen Identität, die sowohl in Europa als auch in Nordamerika rechtsradikale Bewegungen anheizt und außerdem ethnonationale Tendenzen in Teilen des globalen Südens verstärkt.

Im ersten Kapitel plädiere ich mit Hilfe einer Theorie, die Race im Wesentlichen als historisches Gebilde versteht, für eine neue Konzeption von rassialisierten Identitätsformen.

Der Gedanke, dass »Rassen« keine biologischen Arten oder natürlichen Gattungen sind, sondern sich in einem sozialen Konstruktionsprozess formieren, hat sich als sinnvoller und schlagkräftiger Einwand gegen die falsche Behauptung von angeborenen biologischen Differenzen erwiesen, die lange Zeit zur Legitimierung von sozialen Rangordnungssystemen herangezogen wurde. Doch auf Dauer hat der sozialkonstruktivistische Ansatz die Form eines Top-down-Prinzips angenommen, insofern er sein Augenmerk auf die Mechanismen richtete, durch die Staaten und Eliten rassistisches Gedankengut verstetigt und rassistischen Praktiken innerhalb der staatlichen Politik konkrete Gestalt verliehen haben. Auf diese Weise wird »Rasse« als schändliche,

von oben angeordnete Erfindung hingestellt. Demnach bestände die Rolle der Bevölkerungsmehrheiten in Kolonialnationen bloß darin, der Führungselite zu folgen. Das ist historisch falsch, wie viele neue Geschichtsstudien zeigen.²

Im Verlauf kolonialer Herrschaftsprozesse sind über viele Jahrhunderte die »Rasse« betreffende Begriffe und Ideen aufgekommen, sie wurden weiterentwickelt und haben sich verändert. Es begann mit dem Vorhaben Spaniens, Muslime und Juden durch »Reinblütigkeits«-Auflagen, die weniger auf Glaubensbekenntnissen als auf Familienstambäumen beruhten, von der iberischen Halbinsel zu vertreiben. Da »ihnen« eine aufrichtige Konversion zum Christentum nicht zugetraut wurde, wartete das erste nationalstaatliche Gebilde Europas mit dem Gedanken auf, dass gelingender staatlicher Zusammenhalt durch eine Homogenität bedingt sei, über welche die Abstammung entscheide. Um dementsprechende Familienstambäume zu dokumentieren, waren staatliche Mitwirkung und Kontrolle erforderlich, und diese Praxis setzte sich in den Kolonien fort.

Der Rassengedanke, einschließlich der Vorstellung, dass »Rasse« deterministisch sei und Rückschlüsse auf die Wesensart von Individuen und Gruppen erlaube, ging demnach eindeutig auf Gouvernentalitätsoperationen von Eliten zurück. Und doch waren die Bevölkerungsmassen auf allen Ebenen am Makrogeschehen der Kolonisierung beteiligt, zu dem Segregation, Migration und ethnische Konflikte ebenso gehörten wie Versklavung, Ressourcenraub, Massaker und Landnahme. In manchen Fällen zwangen die Massen der armen Siedler:innen die Regierungen, ihren Forderungen nach Land *nachzukommen*, in anderen übernahmen sie eigenmächtig indigenes Land oder vertrieben die

2 Vgl. Grandin 2019; Immerwahr 2019; Cowie 2022; Elkins und Pederson 2012; Beltrán 2020.

vormals Versklavten von dem Land, das sie haben wollten, jeweils unter Einsatz von Gewalt. In Europa beteiligten sich die armen Massen an Pogromen und Massakern, die sich gegen mehrere Gruppierungen richteten, welche aufgrund ihrer Race, Ethnizität oder Religion als minderwertig galten, und sie hatten auch teil an der Kolonialherrschaft. Rassifizierte Vorstellungen prägten mithin das Zusammenleben mit anderen, aber es bestand auch die Möglichkeit, dass Gruppen sich organisierten, um die Parameter zu ändern, wie mit ihnen umgegangen wurde; und manchmal gestalteten sie die Grenzen und Kriterien für ihre eigene Gruppe neu, wodurch zum Beispiel Südeuropäer:innen einbezogen, jüdische Menschen, Muslim:innen, Roma, Sinti, Sam:innen, Türk:innen und andere hingegen ausgeschlossen wurden. Solche Erfahrungen führten zu Gewohnheiten in Bezug auf Verkörperung und Subjektivität, Berechtigungsansprüche, Gewaltkompetenzen, heimliche Widerstandsgemeinschaften und kollektive Solidaritätsbände, die aus dem Begriff der »Rasse« ein lebendiges dynamisches Gebilde machten, das immer orts- und kontextgebunden, aber durchgängig schlagkräftig war. Die Eliten verfügten nicht über unangefochtene Macht oder hielten nicht alle Fäden in der Hand. Sowohl Weiße ohne Land als auch unterdrückte Nichtweiße trugen in Hinsichten ihr Scherflein zur Bedeutungsproduktion von rassenbezogenen Identitäten bei, die ich erörtern werde.

Wenn wir davon ausgehen, dass diese Identitäten sich historisch formiert haben, werden wir auch verstehen, dass ein politischer Kurswechsel auf klägliche Weise unzureichend sein wird, um den negativen Auswirkungen von rassistischem Gedankengut ein Ende zu setzen. Die Einsicht in die Historizität rassifizierter Identitäten ist überaus wichtig, denn sie weist darauf hin, dass nur ein Wandel der kollektiven Erfahrung die Wirkungsweisen von rassenbezoge-

nen Begriffen verändern und ihre Macht verringern wird, das Vertrauen, den Respekt, die Glaubwürdigkeit, die Solidarität und die Verständigung zwischen Gruppen in Mitleidenschaft zu ziehen. Die Würdigung der Handlungsmacht von Nichteliten gewährt uns einen Blick sowohl auf die positiven und negativen historischen Ereignisse, die Menschen vor Ort in die Wege geleitet haben, als auch auf die Möglichkeiten zukünftigen Handelns.

Das zweite Kapitel greift das Thema des kulturellen Rassismus auf, das in der Frühzeit des antikolonialen Widerstands von Intellektuellen ausgiebig erkundet worden ist, vor dem Hintergrund von einstellungsbezogenen und psychologischen Rassismusformen aber an Boden verloren hat. Der Fokus auf kulturellen Rassismus entfernt uns weit von individuellen Neigungen oder naturalisierten Behauptungen über die Furcht vor Differenz, enthüllt aber die konstitutive Verbindung zwischen Rassismus und Kolonialismus. Dies trägt zum Verständnis von historischen Prozessen bei, in deren Verlauf physisch sichtbare Merkmale Animositäten schüren, die zu Wahrnehmungsgewohnheiten und Urteilen werden.

Kultureller Rassismus richtet sich nicht auf Menschen, sondern auf Völker beziehungsweise auf die Art und Weise, wie Menschen leben, sich anziehen, essen, Familien gründen, ihre Religion ausüben und ihren wirtschaftlichen Tätigkeiten nachgehen. Er ist heute als verdeckte Form von Rassismus wirksam, insofern er sich hinter einer Fassade von rationalen, liberalen, berechtigten kritischen Urteilen verbirgt. Nach dem Motto: Wir kritisieren keine Dinge an Menschen, für die sie nichts können, wie etwa ihr Aussehen oder ihre Abstammung, sondern Dinge, die sie ändern können und sollten, um »uns« ähnlicher zu werden. Deshalb kann kultureller Rassismus nicht auf dem Wege des Schutzes individueller Rechte behoben werden, son-

dern nur, wenn man sich mit den Urteilen über und den Rangordnungen von Gruppenpraktiken befasst. Wenn die Akzeptanz von Immigrant:innen von ihrem Willen und ihrer merklichen Bereitschaft abhängt, sich den Praktiken der Mehrheit anzupassen, lässt sich dies als vernünftige Sorge und als nichtrassistischer politischer Grundsatz ausgeben. Doch es führt uns wieder zurück zur oben erwähnten Homogenitätsforderung Spaniens.

In Wahrheit ist keine moderne Kultur je homogen gewesen. Viele der heute erscheinenden Arbeiten von Archäolog:innen und Anthropolog:innen, Kulturhistoriker:innen und Musikethnolog:innen, Sprachwissenschaftler:innen und Wissenschaftshistoriker:innen zeigen substantielle Einflüsse zwischen Gruppen. Im Ganzen gesehen, handelt es sich um ein gewaltiges Forschungsvorhaben, das die Mythen über Europas Modernität korrigiert und bei dem die Aufdeckung der Vergangenheit nicht ideologisch, sondern einfach durch bessere Arbeitsmethoden motiviert ist. Manche dieser kulturübergreifenden Einflüsse stellen sich als Anleihen dar, manche als Diebstahl und Aneignung, aber es fehlt nie an nennenswerten Wechselwirkungen, wenn Gruppen eng zusammenleben, selbst wenn es zwischen ihnen Rang- und Machtunterschiede gibt. Europas Hauptvorteil zu Beginn des Kolonialzeitalters bestand darin, ein Knotenpunkt des transkontinentalen Austausches gewesen zu sein, und dadurch – und nicht bloß durch ihre eigenen, bereits bestehenden Ideen und Institutionen, die letzten Endes ziemlich barbarisch waren – entwickelte die Region sich in jeder Hinsicht weiter. Ihre Technologie, politischen Institutionen, Wissenschaft, Architektur und ethischen Vorstellungen wurden allesamt durch Kontakte bereichert.

Zum Teil besteht die Antwort auf kulturellen Rassismus daher darin, die Geschichte, die wir uns darüber erzählen, wie unsere Kulturen und vor allem die westlichen Kulturen

sich gebildet haben, zu korrigieren. Ich mache von dem Begriff der Transkulturation Gebrauch, den der kubanische Anthropologe Fernando Ortiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt hat, um uns beim Finden eines Auswegs aus der anhaltenden Neigung des Westens zum kulturellen Rassismus weiterzuhelfen. Selbstverständlich brauchen wir mehr als Transkulturation oder ein Verständnis von kultureller Hybridität, um die herrschende Rangordnung der Kulturen zu zerschlagen. Vor allem müssen wir uns neue Wege einfallen lassen, über Differenzen hinweg zu interagieren. Mit solchen Interaktionen gehen stets Kritik und Uneinigkeit, Vergleiche und moralische Urteile einher, und das ist auch gut so. Gleichheit untereinander und Respekt voreinander verlangen gewissermaßen danach, dass Fragen gestellt und Auseinandersetzungen angestoßen werden können. Doch damit die Kritik gerechtfertigt ist, muss sie den impliziten Ballast des kulturellen Rassismus loswerden. Nur auf diese Weise können wir anfangen, ein akkurates Verständnis unserer Gemeinsamkeiten und unserer Differenzen zu entwickeln.

Die westlichen Mainstream-Medien von heute sind voller Urteile über »traditionelle« Gesellschaften, »unterentwickelte« Volkswirtschaften und »vormodernes« Denken, die immer die Karten zugunsten westlicher Lebensweisen zinken. Der Begriff »Kultur« hat selbst Kritik auf sich gezogen, weil er die vermeintliche Existenz von inkommensurablen, feststehenden Welten untermauert. Um dies zur Sprache zu bringen, mache ich mir Raymond Williams' Herangehensweise zu eigen, Kulturen weniger als in sich geschlossene, vorgegebene Sinnzusammenhänge denn als Systeme der Sinnstiftung zu verstehen. Außerdem knüpfe ich an Edward Saids lehrreiche Einsichten darin an, was bei kulturbasierten Einschätzungen (wie zum Beispiel dem Orientalismus) schiefgehen und wie es humanistischer Kritik gelingen kann,

uns in Bezug auf unterschiedliche Interaktionsweisen ein Gefühl der Hoffnung zu vermitteln und unsere eigenen komplexen kulturellen Abstammungslinien zu verstehen.

Das dritte Kapitel nimmt sich das schwierigste Thema vor: die Krise der weißen Identität. In dem betreffenden Kapitel definiere und analysiere ich diese Krise, und ich nehme den wachsenden Rückhalt für die »Theorie vom Großen Austausch« in Augenschein, also für den Gedanken, dass weiße Bevölkerungsgruppen gezielt ersetzt werden sollen. Wir müssen dieses Narrativ ernst nehmen, denn es hat in Europa und Nordamerika in weiten Teilen der Öffentlichkeit breite Unterstützung gewonnen, wird von vielen politischen Kandidat:innen und Führungen unverhohlen vertreten und ist auf den beliebten Medienplattformen inzwischen so häufig zu vernehmen, dass Journalist:innen es als neuen Mainstream bezeichnen. Es hat sogar unter Nichtweißen eine erhebliche Zahl an Unterstützer:innen gefunden, wie etwa bei jenen, die Angst vor einer »Ersetzung« von Christ:innen durch Muslim:innen haben. Einer seiner Bausteine ist eine antisemitische Verschwörungstheorie – dass nämlich Juden hinter der Ersetzung von weißen Nichtjuden durch nichtweiße Immigrant:innen stecken, entweder um die Stimmverhältnisse bei Wahlen zu beeinflussen oder bloß um den Westen zu zerstören. Doch dass große Teile der »Theorie« eklatant falsch sind, sollte uns nicht dazu verleiten, sie leichter Hand abzutun. Aus meiner Sicht ist das Narrativ vom Großen Austausch nämlich eine Art Indikator dafür, dass das Ende der Kolonialmacht naht und dies auch von den weißen Öffentlichkeiten erkannt wird, denen es zugleich eine Analyse und Lösung dieser Situation anbietet. Deshalb müssen wir uns ernsthaft damit befassen.

Die von mir so genannte Krise der weißen Identität hat zwei Teile: einen narrativen und einen legitimatorischen. Die narrative Krise betrifft die Geschichten, die weltweit

über die Bildung von mehrheitlich weißen Nationalstaaten erzählt werden. Im Lichte einer Flut von historischen Forschungen darüber, wie diese Nationen tatsächlich entstanden sind, die nicht länger ignoriert werden können, stellt sich die Frage, welche neue Geschichte sich abfassen ließe, die sowohl plausibel als auch in irgendeinem Sinne positiv ist. Und wenn es keine plausiblen, positiven Narrative über den Aufstieg des Westens zur Macht gibt, steht die nationale Legitimität auf dem Spiel. Dies stellt sowohl eine existenzielle Bedrohung für die Ideologie von der globalen Führungsrolle des Westens als auch für die Aufrechterhaltung des Status quo in Bezug auf Wohlstand und Macht dar. Die maßgeblichen historischen Narrative über die Bildung Europas und des Westens im Allgemeinen beruhen zu großen Teilen auf Mythen, Lügen und unterdrückten oder zensurierten Erinnerungen. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Legitimation der Nationalstaaten, zu der auch das Recht zu nationalen Grenzkontrollen gehört, eine ernsthafte Beschäftigung mit wahrheitsgetreueren historischen Darstellungen der Kolonisierung und Errichtung von Imperien überstehen wird.

Ich vertrete die These, dass das Gros der weißen Bevölkerungsschichten weiß und spürt, dass die vorherrschenden Narrative, mit denen in der Neuzeit versucht wurde, Imperialherrschaft und globales Wohlstandsgefälle zu legitimieren, ins Schleudern geraten sind. Um dies zu erkennen, muss man keine geschichts- und kulturwissenschaftlichen Bücher lesen. Themen wie Nostalgie, Großartigkeit, Frieden und die Einträchtigkeit vergangener Zeiten sowie der Versuch, einer als übermäßige Konzentration auf unverdiente Privilegien definierten »Wokeness« entgegenzutreten, sind Zeichen von weitverbreiteten Befürchtungen in der Öffentlichkeit. Die jüngeren Generationen sind politisch ziemlich gespalten, und doch besteht, und zwar auch unter Millionen